



»Pünktlichkeit ist ihm wichtig«, sagt Fatana Ali über ihren Mentor Albert Hausinger

Er freut sich mit ihr

Senioren helfen Schülern bei Hausaufgaben, Vorstellungsgesprächen und den ganz alltäglichen Problemen. Beide Seiten lernen dabei VON JULIA SCHWARZ

Soll eine 17-Jährige die Haare zum Vorstellungsgespräch offen oder doch besser als Pferdeschwanz tragen? Darf man ihr ein Bauchnabelpiercing ausreden? Fragen, mit denen sich Albert Hausinger in seinem Berufsleben nie beschäftigen musste. Jahrelang war er Assistent beim Finanzvorstand der Deutschen Bahn. 80 Stunden Arbeit jede Woche, manchmal auch mehr. Konferenzen, Dienstreisen, unzählige Besprechungen mit Managern und Vorstandsmitgliedern – und jetzt geht es plötzlich um Frisur und Schmuck.

Aber das bringt die neue Aufgabe des 70-Jährigen eben so mit sich: Hausinger engagiert sich als Mentor in einem Schulprojekt, bei dem er Schüler nicht nur in schulischen, sondern auch in Alltagsfragen beraten soll. Fatana Ali wurde in Kabul geboren, ihre Eltern sind muslimisch. Als jüngstes von fünf Kindern kam sie mit ihrer Familie vor zwölf Jahren aus Afghanistan nach Deutschland. Ihre Mutter verbietet ihr das Piercing. Fatana will es trotzdem. Hausinger schwankt.

Der Verein für Internationale Jugendarbeit Frankfurt am Main hat das Projekt mit dem Namen Justament im Jahr 2008 gegründet. Justament kommt aus dem Lateinischen und bedeutet »jetzt erst recht«. Haupt- und Realschüler werden in den letzten zwei Schuljahren von sogenannten Seniorpartnern unterstützt und begleitet. Albert Hausinger ist von Anfang an dabei gewesen. Seine Tochter legte ihm damals einen Artikel aus der Lokalpresse auf den Küchentisch, es würden Mentoren gesucht, hieß es da.

Aber kann jemand, der sein ganzes Berufsleben lang nur mit Managern zusammengearbeitet hat, auch mit Haupt- und Realschülern umgehen?

»Am Anfang war ich mir da nicht so sicher«, gibt Hausinger zu. »Aber ich wollte einfach wissen, ob diese Idee funktioniert. Schließlich trennen die Schüler und mich fast 60 Jahre.«

Nach dem Tod seiner Frau vor zwölf Jahren ist Hausinger zum Weltenbummler geworden. Argentinien, Chile und Brasilien, den Iran und Syrien hat er schon bereist. Ein fremdes Land kennenzulernen fasziniert ihn. Eines seiner Lieblingsfotos zeigt ihn im Jemen mit einem Falken auf der Schulter. »Ich schaue mit einer ganz anderen Sicht auf viele Dinge als die Jugendlichen, gerade auch durch meine Reisen.«

Hausinger sieht den Altersunterschied als Herausforderung an. Natürlich macht er die Zusammenarbeit nicht gerade einfacher. Für ihn war klar: »Es müssen bestimmte Regeln eingehalten werden.« Kommt ein Jugendlicher zu spät, wartet er nicht länger als zwei Minuten. »Manche lernen es sonst nie, pünktlich zu sein.«

Das Besondere an Justament: Das Projekt ist in den Schulunterricht integriert – und somit Pflicht für alle Schüler. »Auf diese Weise erreichen wir gerade auch diejenigen Jugendlichen, die Unterstützung zwar dringend benötigen, die freiwillig aber nicht an unserem Projekt teilnehmen würden«, sagt Sabine Schlupe, Geschäftsführerin des Vereins. Alle 14 Tage besuchen die Seniorpartner die Schüler im Fach Arbeitslehre, in dem das Projekt angesiedelt ist. Hausinger und die anderen 47 Ehrenamtlichen beraten jeweils drei bis fünf Schüler zu Berufswahl und Bewerbung. In den Gruppen sprechen sie aber auch über Probleme mit Eltern oder Freunden. Mittlerweile betreuen die Mentoren mehr als 220 Schüler an drei verschiedenen Schulen im Großraum Frankfurt.

»Am Anfang habe ich nicht geglaubt, dass mir ein Seniorpartner wirklich helfen könnte«, sagt Fatana. Sie trägt enge Jeans, in ihren dunklen Haaren schimmern ein paar rote Strähnen. »Ich habe das Projekt als willkommene Abwechslung zum Unterricht gesehen, mehr nicht.« Als Hausinger zu ihrem Mentor wurde, ging sie in die achte Klasse. Das Mädchen hatte selten Lust auf Schule. Manchmal sei sie zum Unterricht gar nicht erst erschienen. »Ich habe vieles nicht kapiert und schlechte Noten gehabt.« Zu Hause konnte Fatana mit niemandem lernen. Ihr Vater spricht kein Deutsch, ihre Mutter versteht es nur bruchstückhaft.

Hausinger half ihr bei den Matheaufgaben und lernte mit ihr und ihren Mitschülern für Klassenarbeiten. Gemeinsam überlegten sie auch, warum es wichtig ist, überhaupt einen Beruf auszuüben. Eilige stellten sich diese Frage zum ersten Mal. »Manche denken, Hartz IV fängt sie schon auf«, beschreibt Hausinger die Einstellung einiger Jugendlicher.

Fatana wollte ursprünglich im Einzelhandel arbeiten. Drei Wochen lang schnupperte sie als Praktikantin bei Douglas in die Arbeitswelt hinein, anschließend absolvierte sie ein Praktikum bei Benetton. »Aber wirklich begeistert war ich davon dann doch nicht.«

Welcher Beruf ist der richtige für mich? Mit 17 ist diese Frage nicht leicht zu beantworten. Für einen 70-Jährigen, der junge Menschen beraten soll, allerdings auch nicht. Hausinger schlug einen Test vor, in dem Fatana und ihre Mitschüler ihre Stärken und Schwächen einschätzen sollten. Die Ergebnisse wurden anschließend in der Gruppe diskutiert. Beim nächsten Treffen stellte dann jeder drei Berufe vor, die zu ihm passen könnten. Fatana fand die Ausbildung

zur Bankkauffrau interessant. »Weil man sich da immer so schick anziehen kann.« Hausinger überzeugte das Argument seines Schützlings eher wenig. Der Zufall habe dann schließlich mächtig geholfen. Als er von einem Ausbildungsplatz in der Praxis seines Hausarztes hörte, fiel ihm sofort Fatana ein. Den Beruf der medizinischen Fachangestellten kannte sie gar nicht, erzählt Fatana. Gemeinsam mit Hausinger sammelte die Schülerin im Internet Informationen über die Aufgaben einer Arzthelferin. Auch das Vorstellungsgespräch übten die beiden miteinander. »Und ich habe Herrn Hausinger gefragt, ob das, was ich anziehen wollte, denn okay ist.« Hausinger war damit einverstanden: »Ich war mehr der bestätigende Berater auf dem richtigen Weg.« Die Anstrengung hat sich gelohnt: Am Ende setzte sich die junge Hauptschülerin sogar gegen Bewerber mit Fachabitur durch.

Er hilft auch, wenn Post vom Ausländeramt kommt

Es dreht sich allerdings nicht alles nur um Schule und Berufswahl: Der Seniorpartner soll ein neutraler Berater für die Jugendlichen sein, weder Lehrer noch Elternteil. »Das Gefühl, dass jemand für mich da ist, der mich annimmt, berät und motiviert, ist ganz wichtig«, sagt Fatana. »Und der sich mit mir freut, wenn etwas gelingt.«

Fatana hat inzwischen den Hauptschulabschluss geschafft. Seit einem halben Jahr arbeitet sie als Auszubildende in einer Gemeinschaftspraxis in Oberursel bei Frankfurt. Eigentlich wäre Albert Hausingers Aufgabe als Seniorpartner damit erfüllt. Für Fatana ist Hausinger aber immer noch wichtig: »Wenn ich Post vom Ausländer- oder Arbeitsamt bekomme, hilft

er mir mit dem Papierkram. Alleine würde ich da nicht durchblicken.« Zweimal hintereinander habe sie völlig falsche Sozialversicherungsausweise ausgestellt bekommen. Hausinger setzte sich daraufhin mit der Versicherung in Verbindung – kurze Zeit später lag der richtige Ausweis im Briefkasten. Auch die Verlängerung ihrer Aufenthaltserlaubnis muss Fatana regelmäßig beantragen. »Da bin ich immer froh über seine Unterstützung.«

Zwischen der Auszubildenden und dem Rentner hat sich eine Freundschaft entwickelt, die längst über den bloßen Zweck des gemeinsamen Lernens hinausgeht. »Wenn ich länger nichts von ihm höre, schreibe ich ihm eine SMS oder rufe an«, sagt Fatana. Wenn Hausinger von einer seiner Reisen zurückkommt, zeigt er seinen Schützlingen die Fotos auf einer Leinwand im Wohnzimmer. Und als im Sommer alle ihren Hauptschulabschluss in der Tasche hatten, gab es bei Hausinger im Garten ein großes Grillfest. »Ich habe auf dem Grill eine eigene Hälfte bekommen, da lag dann kein Schweinefleisch«, erzählt Fatana.

Er lerne viel von den Schülern, vielleicht höre sein Engagement deshalb nicht direkt hinter der Schultür auf, meint Hausinger. »Die Jugendlichen eröffnen mir eine ganz neue Welt – ihre Welt.« Durch Fatana verstehe er die islamische Kultur viel besser, und wie man Musik oder eine App runterlädt, weiß er nun auch. »Außerdem ist es toll, wenn man merkt, dass ein Gespräch etwas bewirkt hat«, sagt Hausinger. Meistens sei dies auch der Fall. Nur von dem Bauchnabelpiercing will sich Fatana nicht abbringen lassen. Der Seniorpartner nimmt es leicht: »Man kann ja nicht überall einen Sieg davontragen.«

www.zeit.de/audios

Gelernt wird nach der Schule

Ohne private Nachhilfe schafft kaum ein Kind in Griechenland das Abitur. Jetzt können sich viele Familien die teuren Stunden nicht mehr leisten VON ANGELIKA DIETRICH

Drei Mal die Woche packt der elf Jahre alte Junge, nennen wir ihn Jorgos, seine Schul Sachen und läuft in die Königin-Amalia-Straße im griechischen Kalamata. Montags, donnerstags und freitags, immer nachmittags. Dort, in der ruhigen Seitenstraße, liegt eines der drei Sozialzentren der griechischen SOS-Kinderdörfer. Und dort wartet Georgios Koutrafouris, Jorgos' Nachhilfelehrer.

Nicht dass Jorgos wirklich schlecht wäre in der Schule, aber schlecht sind sie alle nicht, die griechischen Schulkinder, die am Nachmittag private Stunden nehmen. Nur, ohne die Privatstunden, so erzählen die Griechen, würden die Kinder das Abitur nicht schaffen. Die Privatstunden sind ein einträglicher Wirtschaftszweig. Arbeitslose Lehrer finden hier ihr Auskommen, die Lehrer staatlicher Schulen bessern damit ihr mageres Gehalt auf: Einst um die 1300 Euro im Monat, jetzt nur noch 800 Euro. Es gibt private Nachhilfschulen, in denen der Stoff kleinen Gruppen von Schülern vermittelt wird, es gibt Lehrer, die zu dem einzelnen Schüler nach Hause kommen.

Doch die Privatstunden können sich viele nicht mehr leisten. Die Wirtschaftskrise hat sich längst in den Alltag eines jeden Griechen geschlichen. Seit Beginn der Krise vor drei Jahren haben Tau-

sende Griechen ihre Jobs verloren oder bekommen ihre Gehälter nur noch sporadisch oder gar nicht mehr gezahlt. Löhne wurden gekürzt, unzählige kleine Geschäfte und Familienbetriebe haben dichtgemacht. Da bleibt oft nichts mehr übrig für Essen und Kleidung – und für Privatstunden schon gar nicht.

Die Lehrer an staatlichen Schulen werden miserabel bezahlt

Zur Wirtschaftskrise kam in Jorgos' Familie die persönliche Not: Sein Vater starb vor anderthalb Jahren an Leukämie, seine Mutter, einst Angestellte in einer Reinigungsfirma, findet in diesen Zeiten keinen Job. Die eigene Wohnung, drei Zimmer, 300 Euro plus Nebenkosten, konnte sich die Familie nicht mehr leisten. Jorgos zog mit Mutter und Schwester zu seinen Großeltern. Drei Zimmer, 85 Quadratmeter. Ein Schlafzimmer bewohnt der Onkel, in dem anderen leben die Großeltern. Jorgos, seine Mutter Maria und die kleine Schwester schlafen im Wohnzimmer. Zwei Betten haben sie in einer Ecke zusammengeschoben, das muss reichen für alle drei. Am Esstisch macht Jorgos seine Hausaufgaben. Wenn er Aufgaben am Computer lösen muss, borgt er sich den Laptop des Onkels.

Jorgos' Lehrerin kannte die Situation der Familie und erzählte seiner Mutter von den Sozialzentren der SOS-Kinderdörfer. Diese Sozialzentren in Athen, Kalamata und Alexandroupoli sind derzeit beliebte Anlaufstellen. Tendenz steigend: 850 Familien werden momentan unterstützt: Sie bekommen Lebensmittel, Kleidung, wenn nötig psychologische Beratung – und die Kinder Hausaufgabenhilfe. Unterrichtet werden sie von Lehrern, die ehrenamtlich diese Stunden geben.

Nur so funktioniert das, denn auch den Hilfsorganisationen geht langsam das Geld aus. Die Spenden sind vergangenes Jahr um 15 Prozent zurückgegangen – weil die Leute weniger haben und weil Geldspenden nicht mehr von der Steuer abgesetzt werden können. Die SOS-Mitarbeiter hatten ihre Gehälter ein, zwei Mal verspätet auf dem Konto, trotzdem haben sie weitergemacht. Auch das ist ein Symptom der Krise: Die Griechen rücken zusammen, helfen, wo sie können, und wer keine Kleider oder Lebensmittel spenden kann, bietet wenigstens seine Hilfe an.

Wie Georgios Koutrafouris, einst Lehrer an einer staatlichen Schule, jetzt in Rente. Mit Jorgos übt er Englisch, Französisch, Mathe. Jorgos mit dem schmalen Gesicht liebt Sprachen, irgendwann will er noch Deutsch und Spanisch lernen.

Chrissa ist Mutter von zwei Söhnen, 15 Jahre alt der eine, 17 der andere. Sie ist eine Ausnahme, sie gehört zu den wenigen, die sich im krisengebeutelten Griechenland noch viele Nachhilfestunden leisten können. Der ältere Sohn steht kurz vor dem Abitur, 19 Privatstunden hat er jetzt pro Woche, der jüngere belegt 11 Stunden pro Woche. Die Schüler würden an der Schule völlig unangemessen auf Prüfungen vorbereitet, sagt sie. Die Bezahlung der Lehrer sei so miserabel, dass sich keiner besonders anstrengt, um guten Unterricht zu machen. »Außerdem geben die Lehrer den Kindern manchmal extra schlechte Noten, damit sie dann Privatstunden nehmen.« Privatstunden, die in paradoxen Fällen von demselben Fachlehrer wie in der Schule gegeben werden.

Auf dem privaten Stundenplan von Chrissas Ältestem stehen sechs Stunden Altgriechisch, drei Stunden Mathe, vier Stunden Latein und sechs Stunden Englisch pro Woche. Der Jüngere bekommt drei Stunden Altgriechisch und drei Stunden Physik pro Woche und täglich eine Stunde Englisch. 15 Euro pro Stunde zahlen die Eltern für die Nachhilfe, in der Abiturvorbereitung auch mehr. Chrissa ist Erzieherin, eigentlich könnte sie für die Privatstunden nicht aufkommen – die zahlt ihr Exmann.

ANZEIGE

So geht's zum Masterstudium

www.zeit.de/zc-ratgeber

DIE ZEIT Campus RATGEBER

ENTSCHEIDEN Sie selbst! BEWERTEN Sie Ihren Fortschritt! FINANZIEREN Sie Ihre Zukunft!

Jetzt am Kiosk!

MASTER

Maria, die Mutter von Jorgos, ist schon dankbar für die drei kostenlosen Nachhilfestunden: Jorgos, immer gut in der Schule, schrieb nach dem Tod des Vater plötzlich schlechte Noten. Seit er in den Sozialzentren der SOS-Kinderdörfer unterstützt wird, »geht es mit den Noten wieder nach oben«, erzählt seine Mutter. Inzwischen gehört er wieder zu den Besten in seiner Klasse.